

## Fastenpredigt 22.3.2020 LIF (Katrín Gallegos Sánchez)

Guten Abend!

Beginnen wir diese Fastenpredigt gemeinsam im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes

***Musik:** Ich steh vor dir mit leeren Händen, Herr;  
fremd wie dein Name sind mir deine Wege.  
Seit Menschen leben, rufen sie nach Gott;  
mein Los ist Tod, hast du nicht andern Segen?  
Bist du der Gott, der Zukunft mir verheißt?  
Ich möchte glauben, komm mir doch entgegen.*

Unser Lehrer hatte die Stunde ein bisschen früher beendet. Peter unser Klassenclown schlug seinem Sitznachbarn beherzt auf die Oberschenkel und ließ sich dann vom Stuhl fallen. Wieder einer dieser Scherze und wir scherzten mit, während wir unsere Sachen packten und in die Pause eilten.

Wenn ich Ihnen diese Begebenheit am Beginn der heutigen Fastenpredigt in der Reihe „auf Leben und Tod“ erzähle, ahnen Sie vielleicht, dass die Geschichte kein fröhliches Ende nahm. Peter ist an diesem Morgen, in diesen Minuten verstorben, vor unseren Augen, ohne dass wir es geahnt oder in diesem Moment wirklich mitbekommen hätten.

Ein paar Monate vorher warteten wir vor dem Zeichensaal und irgendwie kam das Gespräch aufs Sterben. Peter, seines Zeichens Messdiener in einem kleinen katholischen Ort sagte wie selbstverständlich:

„Na ich hoff doch, dass da danach was kimmt, sunnscht hab ich ja die ganze Zeit umsonst in dere Kersch herumgesesse.“ Ein bisschen utilitaristisch vielleicht, aber nicht weniger Bekenntnis, allemal für einen 17-jährigen vor versammelter Klasse.

„Ich hoff doch, dass danach was kommt!“ Um diese Hoffnung soll es heute Abend gehen.

„Wir wollen euch über die Verstorbenen nicht in Unkenntnis lassen, damit ihr nicht trauert, wie die anderen, die keine Hoffnung haben.“ (1 Tess 4,13)

Das schreibt Paulus im 1. Thessalonicherbrief, auf den werde ich mich noch ein paar Mal beziehen. Und mit dieser Trostbotschaft des Paulus an die Thessalonicher wird schon klar, worum es beim Hoffen geht:

Wenn ich hoffe, dann ist das – so wie bei Peter – zuallererst eine Hoffnung für mich persönlich aber nicht nur, dass mein Tun und Handeln im Leben nicht vergeblich sei, dass alles, was ich aus meinem Glauben heraus tue und auch versuche zu lassen, nicht sinnlos oder vergeudete Liebesmüh ist. Es ist vor allem eine Hoffnung für meine eigene Existenz. Die Hoffnung, dass ich nicht *nicht* sein werde. Dass das ICH irgendwie weiterexistiert, selbst wenn mein Körper verrottet oder verbrennt.

In der gleichen Weise ist die Hoffnung auch eine Hoffnung für den/die Verstorbenen, dass er/sie nicht *nicht* existiert, dass es ihm oder ihr gut geht. Das gilt besonders für Menschen, mit denen ich mich sehr verbunden fühle.

Liebe will Ewigkeit. Und damit ist die Hoffnung auch eine Hoffnung für die Beziehung, die Lebende und Verstorbene zu Lebzeiten verbunden hat. Das drückt sich schön in einem Gebet der Begräbnisliturgie „beim Tod eines Ehepartners“ aus:

„Nimm ihn/sie auf in die Gemeinschaft bei dir. Einst aber führe uns alle zusammen zum Hochzeitsmahl deines Sohnes...“. Die Hoffnung auf das, was kommt, ist eine Hoffnung für unser Miteinander ein anderes vermutlich, gewandeltes, vielleicht geläutertes Miteinander, aber ein Miteinander, das der Liebe Ewigkeit schenkt.

**Musik:** *Von Zweifeln ist mein Leben übermannt,  
mein Unvermögen hält mich ganz gefangen. Hast du mit  
Namen mich in deine Hand, in dein Erbarmen fest mich  
eingeschrieben? Nimmst du mich auf in dein gelobtes  
Land? Werd ich dich noch mit neuen Augen sehen?*

Von Zweifeln ist mein Leben übermannt und Fragen über Fragen. Das ist konsequent angesichts der Unsicherheit. Was kommt nach dem Tod? Die Frage ist schwer, eigentlich ist sie gar nicht zu beantworten.

Ja aber, warum steht sie denn dann da vorne und predigt, fragen Sie sich vielleicht. Weil es auch gilt zu sagen, wo die Grenzen sind, was nicht sagbar ist. Denn: Was wir konkret unwiderlegbar nachprüfen können, sicher feststellen mit den Mitteln von Naturwissenschaft, Logik oder Geisteswissenschaft über das, was danach sein wird, ist – Nichts.

Vielleicht ahnen, glauben, vertrauen wir – aber so richtig wissen tun wir es nicht. Selbst wenn wir aus Nahtoderfahrungen ableiten, wie es auf dem Weg in den Tod hinein sein könnte, dann ist das doch keine Aussage darüber, wie es tatsächlich sein wird, wenn unser Körper im Sarg liegt - allgemein und ganz persönlich.

Eine Sicherheit gibt es nicht. Letztlich ist der Tod die Nagelprobe unseres Glaubens: make it or break it! Bei der Auferstehungshoffnung da zählt es, wenn die nicht stimmt, ist alles das andere nicht mehr als eine nützliche, praktische Philosophie. Mit jenen, die aus nachvollziehbaren Gründen damit nichts anfangen können, die *glauben*, dass nach dem Tod Nichts ist, verbindet uns, dass wir es nicht wissen und es nicht beweisen können.

Menschen beider Geisteshaltungen fühlen sich dem Tod gegenüber machtlos, weil er allem, was hier auf Erden existiert,

ein Ende setzt. Damit begrenzt er unsere persönlichen Ressourcen

- die Zeit, in der ich etwas erleben, Menschen treffen, Länder bereisen, Kulturen erkunden kann,
- die Zeit, in der ich Häuser baue, ernte und pflanze, Kinder aufwachsen sehe,
- die Zeit, in der ich mich versöhnen kann, lieben, verstehen, glauben und zweifeln.

Ja der Tod begrenzt auch das Zweifeln und die Ungerechtigkeit, die Armut, den inneren Unfrieden, den Macht- und Herrschaftsmisbrauch, das Leiden eines Todkranken, die Einsamkeit auf einer Corona Isolierstation, den allmählichen Demenzverfall. Der Tod begrenzt Freude und Trauer. Er macht alle gleich.

Nirgends ist mir das so bewusst geworden wie einmal, als ich als Studentin die Gelegenheit hatte, mit anderen Studierenden einer Aufführung des „Jedermann“ (Hugo v. Hoffmannsthal) in Salzburg beizuwohnen. Wir auf den billigen Stehplätzen zwischen den Tribünen, auf denen die Besucher\*innen teils dreistellige Beträge für ihre Plätze ausgegeben hatten. Und dann sahen wir alle gemeinsam dem Jedermann zu, der verzweifelt versucht, jemanden zu finden, der ihn in den Tod begleitet. Aber weder Reichtum, Geliebte oder Knechte tun ihm den Gefallen. Am Ende sind es „Glaube“ und „Werke“, die sich erbarmen und den Sterbenden hinübergeleiten. Der Tod macht alle gleich. Die auf den teuren Tribünenplätzen mit dem Champus in der Hand und die auf den sichtbehinderten Plätzen mit dem eingewickelten Vesperbrot als Pausenverpflegung.

Den Unterschied macht die Hoffnung (diese gibt es auf und neben der Tribüne). Bleibt zu fragen: warum hoffen wir als Christen? Paulus formuliert das ganz schlicht (1 Tess 4,14): „Wenn Jesus – und das ist unser Glaube – gestorben und auferstanden ist, dann wird Gott durch Jesus auch die

Verstorbenen zusammen mit ihm zur Herrlichkeit führen.“  
 Punkt. Wenn wir an Jesus glauben, dann auch an die Auferstehung. So einfach ist das in der Hermeneutik des Paulus. Es ist eine andere Art von Wissen, eine, die sich nährt aus dem Geschehenen, den eigenen Erfahrungen mit diesem Jesus, mit Gott, mit seinem Heiligen Geist. Ein Gespür, ein Bauchgefühl, ein ahnen, dem ich vertraue.

Diese andere Art von Wissen lässt sich nicht ausdrücken in mathematischen Formeln und exakten Beschreibungen. Es fehlen die Worte. Und wo Worte fehlen, da gebrauchen wir Bilder.

Schon zu biblischen Zeiten nutzten die Menschen sprachliche Bilder, malten mit ihren Worten aus, was sie empfanden, erhofften und befürchteten (z.B. prophetische Visionen des AT, Trost aus Paulusbriefen, die starken Bilder der Offenbarung des Johannes). Bis heute prägen Bilder von Himmel und Hölle eindrucksvoll die Deckengemälde von Kirchen und wohl auch irgendwie unsere Vorstellungen von dem, was sein wird. Die Bilder wurden benutzt, um zu erklären, Sicherheit zu schaffen, um anzuspornen und – leider auch – um einzuschüchtern. Aus der Hoffnung, dass Christus durch den Kreuzestod zum Urheber des Heils geworden ist, wie es in der zweiten Lesung heißt (vgl. Hebr 5, 7-9), ist ein Machtmittel geworden, das Menschen bei Lebzeiten angsterfüllt für den Zeitpunkt an dem „meine Stunde gekommen ist“ vorsorgen ließ.

Es ist eine ganze „Topographie“(Landkarte) des nachirdischen Lebens entstanden (vgl. zur kirchlichen Lehre KKK 1020-1065). Zum Lernen im Studium war das praktisch, man konnte sich die Orte aufzeichnen und schon ließ es sich leichter merken. Das Bild sah in etwa so aus:

Der Himmel als Belohnung für jene, die im Leben alles richtig gemacht haben, da das eigentlich keinem Menschen möglich ist, vorgeschaltet das Fegfeuer als Ort der Läuterung, Verweildauer: je nach Lebenswandel länger oder kürzer gemessen in

Lebensjahren. Wer eine Todsünde begangen hatte oder jene, die das Fegfeuer nicht annahm, landeten in der Hölle; ebenso die Ungetauften.

Da man sich den lieben Gott dann doch nicht so grausam vorstellen konnte, dass er Säuglinge, die ungetauft verstorben waren den Höllenqualen aussetzen würde stellte man die Theorie des Limbus auf, eines Ortes zwischen Himmel und Hölle, an dem man weder Leiden noch Freuden erleben konnte, etwas trist, aber auch ohne Qual. Diese Theorie hat die Theologienkommission 2007 in dem noch jungen Pontifikat Benedikt XVI. für veraltet erklärt. Man gehe von der berechtigten Hoffnung aus, „dass es für die ohne Taufe gestorbenen Kinder einen Heilsweg gibt.“ (Intern. Theol. Kommission: Die Hoffnung auf Rettung für ungetauft gestorbene Kinder, Nr. 110)

Theologische Zeitschriften titelten damals: „Der Limbus ist abgeschafft!“ Aber was ist mit den anderen Orten?

Ich möchte Ihnen gerne meine Sichtweise anbieten, was Sie damit machen, bleibt Ihnen überlassen:

Den Zustand nach dem Tod stelle ich mir als einen Raum der Gottesbegegnung vor. An dem wir nicht nur schemenhaft, sondern deutlicher erkennen, weil wir frei sind von allem, was uns hier auf Erden daran hindert.

- Frei von Ablenkung, die uns süßer Zeitvertreib schenkt, von den Umständen, die uns in Watte packen oder beuteln, von den Sorgen (seien sie existenziell oder selbstgemacht),
- frei von Besitz, Titeln und Ansehen, von Verurteilungen im Namen des Volkes, Ächtung, den Verhältnissen, für die wir nichts können,
- frei von Zeitnot, Geldnot, Gesundheitsnot,
- frei von Ausreden, Eingeredetem, Täuschung.

So glaube ich, werden wir deutlicher erkennen – Gott, die Anderen und uns selbst.

Diese Erkenntnis kann schmerzhaft sein.

Wer schon einmal einen schweren Fehler eingesehen hat, einen geliebten Menschen durch sein Verhalten verletzt, sich in eine Sache engstirnig hineinverrannt und nur mühevoll wieder herausgearbeitet hat, wer die eigene Gerechtigkeit hinterfragt und feststellt, sie ist eigentlich ungerecht, kann vielleicht nachempfinden, dass Erkenntnis weh tun, wie Feuer in meinem Innern brennen kann.

Von Läuterung spricht man da gemeinhin. Vielleicht waren die alten Bilder doch nicht so falsch und nur ihr Umgang damit.

Und die Hölle? Ich glaube, dass sie existiert, aber genauso fest bin ich davon überzeugt, dass Jesus Christus davorsteht und alle, die ankommen, so lange und durchdringend und liebend ansieht, dass niemand an ihm vorbeigeht.

Ob es so ist? Ich weiß es nicht. Auch diese Bilder sind eine Krücke. Aber sie helfen mir. Und sie gründen in dem, was ich mit diesem Gott an Erfahrungen gemacht habe, im Gebet, in den Hochs und Tiefs meines Lebens und vor allem immer dort, wo Menschen mir zu ihm vorausgegangen sind.

***Musik:** Sprich du das Wort, das tröstet und befreit  
und das mich führt in deinen großen Frieden.  
Schließ auf das Land, das keine Grenzen kennt, und lass  
mich unter deinen Kindern leben.  
Sei du mein täglich Brot, so wahr du lebst.  
Du bist mein Atem, wenn ich zu dir bete.*

Warum macht es mich dann trotz meiner ganzen Hoffnung traurig, wenn ein geliebter Mensch stirbt?

Die Hoffnung befreit uns nicht von der Trauer. Trauer – so las ich in der Zeitung – „ist nicht das Problem, sondern die Lösung.“ Und Hoffnung kann die Trauer verändern. Es kann möglicherweise den Blick weiten und Offenheit schaffen für die Gestaltung des neuen Lebensabschnittes, wenn wir zutiefst hoffen auf eine Weiterexistenz bei Gott. Das nimmt nichts von den Tränen, der Verzweiflung, Wut, Angst, Traurigkeit, von den materiellen Sorgen oder den psychischen Belastungen.

Aber die Hoffnung hält die Tür ins *Leben nach dem Schicksalsschlag* immer einen Spalt breit offen.

Einige Monate nach Peters Tod besuchten wir seine Eltern. Seine Mutter erzählte uns von einem angeborenen Herzfehler, der bei der Obduktion festgestellt worden war. Und sie sagte: „Manchmal denk ich, wenn ihm der Herrgott doch nur einen Warnschuss gegeben hätte. Aber dann wäre der Peter nimmer der Peter gewesen, dann hätte er all das, was ihm Freude bereitete: Fußball, Feuerwehr... nie mehr machen dürfen.“ Und für diesen kurzen Moment wirkte es auf mich, als sei sie mit der Situation und ihrem Herrgott versöhnt.